

DAS LÄCHELN DES DONNERS

Streifzüge durch Darjeeling, Sikkim und die
indotibetische Religionsgeschichte



Hans-Ulrich Schlageter



DAS LÄCHELN DES DONNERS

STREIFZÜGE DURCH DARJEELING, SIKKIM
UND DIE INDO-TIBETISCHE
RELIGIONSGESCHICHTE

HANS-ULRICH SCHLAGETER

© 2022 Hans-Ulrich Schlageter

Lektorat: Ute Haller-Göggelmann

ISBN 978-3-347-54632-5

Druck und Distribution im Auftrag des Autors:
tredition GmbH, Halenreihe 40-44, 22359 Hamburg, Germany

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Für die Inhalte ist der Autor verantwortlich. Jede Verwertung ist ohne seine Zustimmung unzulässig. Die Publikation und Verbreitung erfolgen im Auftrag des Autors, zu erreichen unter: tredition GmbH, Abteilung "Impressumservice", Halenreihe 40-44, 22359 Hamburg, Deutschland.

Bildnachweis: 204 Abbildungen [fotografischer Film, digital bearbeitet]

Fotograf: Hans-Ulrich Schlageter

Kamera: Canon AE-1 Program

Film: Fujichrome Sensia 100 und 400, Ilford FP4 Plus 125 [1997]

INHALT

- 1 Aufbruch nach Indien
- 2 In Shivas Kshetra in Bhubaneshwar
- 3 Bei den Tempeln und Höhlen von Bhubaneshwar
- 4 Das heilige Puri und der Sonnentempel von Konarak
- 5 Unter dem Bodhibaum in Bodhgaya
- 6 Auf den Spuren Buddhas nach Rajgir
- 7 Nalanda, Stätte höchsten Lernens
- 8 Von Patna in Darjeelings luftige Höhen
- 9 Zum Tee bei der Königin der Hügel
- 10 Zum Trekking in die Singalila-Berge
- 11 Auf beschwerlichen Pfaden nach Sandakphu
- 12 Den Kanchenjunga im Visier
- 13 Aussichten auf das Tal
- 14 Zwischen Gorkhey und Ribdi
- 15 Über die grüne Grenze nach Sikkim
- 16 Westsikkims Klosterpracht im Zeichen Padmasambhavas
- 17 Das Kloster Tashiding und die Geschichte einer Vase
- 18 Das Kloster Sinon und ein Entschluss
- 19 Dem Kanchenjunga zu Füßen
- 20 Eine sikkimesische Waldwanderung
- 21 Rückkehr nach Tashiding und Aufbruch in die Irre
- 22 Auf staubigen Straßen nach Gangtok
- 23 In und um Gangtok
- 24 Der heilige Changu-See liegt hoch hinauf
- 25 Phodong, Labrang und sikkimesische Geschichte
- 26 Von Gangtok nach Darjeeling im Jeep
- 27 Ein Wiedersehen mit Darjeeling

- 28 Von Darjeeling nach Bhopal
- 30 Die Stupas von Sanchi
- 31 Khajuraho: Legenden aus Stein
- 32 Rund um Delhis Connaught Place
- 33 Abschied von Indien und Heimkehr

Mögen alle Wesen vollkommenes Glück
erlangen!

VORWORT

Vielleicht ist die wahre Kunst des Reisens die, nie wirklich anzukommen. Dann hieße Ankommen Stillstand, während das andere bedeutete, stetig im Werden begriffen zu sein.

Mit dem vorliegenden Buch, welches eine einmonatige Reise durch den Subkontinent Indien nachzeichnet, möchte der Autor sich im Vorhinein in keiner Weise entschuldigen; weder bei allen denen, die die Beschreibung mancher Orte, Ereignisse und Themen, die er streifte, als zu wenig in die Tiefe gehend empfinden mögen, noch bei allen denen, die sich weniger Detailfülle gewünscht hätten.

Vielmehr möchte er gratulieren, nämlich allen anderen, so wenige es sein mögen, die sich auf dem schmalen Grat zwischen den beiden Lagern wohlfühlen. Dabei ist beides richtig. Statt in die Tiefe zu gehen, konnte der Autor oft genug lediglich in den Zusammenhang stellen. Was für ihn, - wiederum oft genug -, eine Freude war zu erleben, wie sich diese Zusammenhänge plötzlich aufzeigten.

Das Leben ist wie das Schreiben und auch das Reisen eine Gratwanderung. Wer reist, der berührt nur flüchtig, was ihm begegnet. Er kollidiert nicht, denn sonst wäre die Reise zu Ende. Er tangiert vielmehr. Dabei verliert er in erheblichem Maße eigene Energie, erhält diese jedoch wieder und noch mehr, indem er die Anziehungskraft der Orte und Begebenheiten geschickt für sich einsetzt.

Wie stets, oder wie es stets sein sollte, findet der größte Teil der Reise vorher und vor allem hinterher statt. Das Erlebte verändert, wirkt nach, schafft sich seinen eigenen Platz im Gedankenraum, wo es beständig gefüttert werden will. Es wächst und gedeiht. Ein Leben lang. Alle diese Verdauungsprodukte dieser aufgenommenen

Nahrung zu Papier bringen zu wollen, muss irgendwann einmal aufhören, denn sonst hört es nie auf. Wenn aber nicht aufgehört worden wäre, dann läge dieses Werk nicht vor uns.

Bleibt der Wunsch, dass dieses Buch dem Leser zum Wohle gereichen möge, es ihm von reichem Nutzen sei, mit dem Verfasser ein wenig in die dem westlichen Menschen eher fremde indotibetische Gedankenwelt eingedrungen zu sein.

AUFBRUCH NACH INDIEN

Stuttgart: 18. Februar 1997: Im Winter war ich wieder einmal auf dem Weg. Ich war auf dem Weg nach Indien; für wenige Wochen nur, aber immerhin.

Bis zu meiner Ankunft auf dem Subkontinent wusste ich mich gefangen zwischen zwei Welten. Das Bekannte, mir so sehr Vertraute, meine liebgewonnene Geborgenheit, hatte ich in dem Moment aufgegeben, als der Zug sich in Bewegung setzte, und meine Frau draußen auf dem Bahnsteig zurückblieb, das Töchterchen auf dem Arm.

Und plötzlich war ich im Zwiespalt. Warum gab ich das eine freiwillig auf, um mir das andere neuerlich anzutun? Weshalb nur tauschte ich so bereitwillig den Schutz und die Sicherheit meines Heimatidylls gegen Hitze, Lärm und Abgase ein, nahm ich die schreiende Armut an jeder Straßenecke in Kauf, den Schmutz und die mangelnde Hygiene, die lästigen Händler und Bettler allerorten.

Dort lauerte Indien als das Unbekannte, das erwartet Unerwartete mit all seinen Strapazen und Widrigkeiten, die notwendig erschienen, wollte man die lichtvollen Momente aufsammeln, die hinterher das Reiseerlebnis ausmachten.

Was hatte ich dieses Mal in Indien verloren? Bedeutende Tempelstätten standen auf dem Programm: in Zentralindien und an Indiens Ostküste im Staate Orissa (heute Odisha). Im Bundesstaat Bihar würde ich auf den Spuren Buddhas wandeln, in und um Bodhgaya, Rajgir und Nalanda. Von dort war es nur eine Tagesreise ins luftige Darjeeling, und als Höhepunkt, durchaus auch geographisch betrachtet, wartete das Königreich Sikkim mit seiner

unverfälschten tibetischen Klosterkultur auf mich. Und selbstverständlich immer präsent: die stolzen Himalaya-Riesen.

So sah der grobgesteckte Rahmen aus. Reihenfolge und Einzelheiten würden sich *ad hoc* ergeben. Oder alles würde spontan umgestoßen werden.

Nun hatte ich also schweren Herzens meine Familie zurückgelassen und wartete vor der Passkontrolle des Flughafens Stuttgart, wo sich an diesem frühen Nachmittag eine lange, mittlerweile ungeduldige Warteschlange gebildet hatte. Warum stockte die Abfertigung? Wurde nach jemandem gefahndet? Waren das Stichkontrollen?

Normalerweise gaben sich die Grenzbeamten eher lässig, selbst wenn man den Deutschen im Ausland preußische Gründlichkeit und Effizienz nachsagte, eine gefürchtete wie zugleich bewunderte Tugend.

Vier Menschen vor mir jedenfalls war eine Diskussion entbrannt, beteiligt ein Paar, natürlich der Grenzpolizist sowie ein dunkelblauer Pass. Das Dokument sei ungültig, hörte ich, nicht das Datum, die Passform sei ungültig. Es musste sich um ein osteuropäisches Dokument handeln. Die Frau beteuerte, sie sei damit nach Amsterdam gereist, nach Rom und sogar nach London, - warum »sogar« nach London? -, und nie hätte es Schwierigkeiten gegeben.

Bedauerlicherweise würde sie nun ihren Flug verpassen. Die Menge hinter mir maulte, und einer bemerkte aufmüpfig, das sei doch wieder typisch deutsch. Da hätte es gerade ihn verblüffen müssen, dass der Beamte sich mit dem Paar entfernte und uns lässig zuwinkte, wir dürften alle miteinander unkontrolliert passieren.

Mein Zwischenaufenthalt in Kopenhagen fiel mit dem Ende der Abenddämmerung dieses Spätwintertages zusammen. Über der Ostsee war es frisch. Der Himmel spiegelte Kälte wider. Nachtblau mischte sich mit verwaschenem kaltem Abendrot und dunklen Wolkenschlieren zu einem stimmungsvollen Gemälde. Die Werke Edvard Munchs drängten sich in meinen Sinn.

»In acht Stunden werde ich bereits in Delhi sein«, frohlockte ich. Die zweite und letzte Etappe war *nonstop*.

Kopenhagens Flughafen, Drehscheibe Skandinaviens, war mir angenehm aufgefallen; modern, sauber, mit vielen Läden bestückt, Snackbars und Kinderhorten. Dazu die Menschen, alle fein gekleidet in dezenten Farben. Auffällig zweifellos ich, mit meinen abgetragenen Latschen und der Mode eines solchen, der vorhat, tagelang in unwegsamem Gebirge zu verschwinden.

IN SHIVAS KSHETRA IN BHUBANESHWAR

Delhi: 19. Februar 1997: Das Morgengrauen erwischte uns über dem Pamir-Gebirge. Am Bullauge drückte ich mir die Nase platt, um über den Tragflügel schielen zu können. Gespenstisch weiß leuchteten die unwirtlichen Gebirgszüge herauf, dick verschneit, tief eingeschnitten, schneefrei nur die großen breiten Längstäler. Dort lebten vergessene Völker, wilde Bergstämme wie die Paschtunen, war aber auch das Rückzugsgebiet von Partisanengruppen Afghanistans.

Wir waren von Kasachstan herübergekommen und erreichten nun Pakistan. Zur besten Frühstückszeit breitete sich unter uns bereits die grüne fruchtbare Indus-Ebene um Karachi aus. Jetzt war Delhi nicht mehr fern. Eben rasch die Wüste Thar in Rajasthan, dann wieder Flecken bewässerten Grüns, oft bis zum Horizont. Schnurgerade Straßen, kreisrunde Dörfer, kleine Teiche und Wasserreservoirs, welche halfen, die Durststrecke bis zur Regenzeit im Sommer zu überbrücken.

Mit einem Mal schwebten wir über den grauen Vorstädten Delhis. Wer sollte sich in dem Meer von Häusern zurechtfinden? Ganze Viertel waren unfertige Ruinen, gebaut auf Sand. Die Landebahn lag außerhalb, war von der Verstädterung beinahe eingeholt worden. Wir hatten aufgesetzt. 11 Grade herrschten draußen, wusste der Kapitän. Das war angenehm, und es würde ein sonniger Tag werden.

In der Halle zwischen Passkontrolle und Zollabfertigung verlor sich eine Handvoll Bankfilialen. Hier wurde ich unfreiwillig Hauptperson eines kleinen Dramas, als ich zwei meiner Reiseschecks gegengezeichnet hatte, der Angestellte jedoch partout Nuancen von Abweichungen in meinen Unterschriften erkennen wollte.

»Das stimmt nicht ganz, da ist eine Kleinigkeit anders, der Abstrich, versuchen Sie den Bogen exakt so hinzukriegen«, hörte ich, und das änderte sich nicht nach der fünften Unterschrift.

Zugegeben, die Schecks waren drei Jahre alt, und meine Unterschrift war seit dieser Zeit ein wenig breiter geworden. Schon als es damals beim Ausstellen der Schecks darum gegangen war, die 25 Exemplare mit Unterschriften zu versehen, war ich schludrig und in Eile gewesen, sodass mir jeder Scheck eine Winzigkeit anders geriet. Aber das waren bitteschön wirklich nur Nuancen.

Fassungslos zeigte ich den Umstehenden, um Unterstützung bittend, den Scheck. Auch sie konnten im Prinzip keinen Mangel erkennen. Das Ganze roch gewaltig nach Schikane. Wollte man seine Macht auskosten oder unbedingt an Bardevisen kommen, denn danach wurde ich gefragt. Einer Touristin erging es nicht anders, und beide sahen wir uns bereits ohne Bargeld draußen stehen. Nachgeben und bei diesen netten Herren meine einzigen baren Dollars eintauschen? Diese waren meine Notgroschen für den Fall, dass ich einmal in eine Situation geriet, aus der nur Schmieren heraushalf. An dieser Stelle erfuhr ich, dass es jenseits der Gepäckkontrolle zwei weitere Bankfilialen gab, und was sprach dafür, dass es mir dort ähnlich ergehen würde?

Es war ein wenig wie mit der letzten Chance herumpokern. Sollte ich vor den Augen des Mannes hinter der Glasscheibe zwei neue Schecks anbrechen oder die bereits unterschriebenen präsentieren? Ich setzte aufs Ganze.

»Ach, Sie haben bereits unterschrieben«, sagte der andere, »und gleich so oft, das wäre nicht notwendig gewesen«. Anstandslos erhielt ich meine Rupien-Scheine, dicke zusammengeheftete Bündel mit Fünzigernoten.

Alles sah wieder rosig aus. Erleichtert versuchte ich mich draußen zu orientieren, ein Taxi oder einen Stadtbus zum Nationalen Flughafen zu erwischen. Heftig diskutierte ich die Preise mit einem

Schwarm Taxifahrer und landete dann trotzdem am Schalter für »*Prepaid Taxis*«.

Es war dort, wo mich der Bankangestellte von eben traf. Zu meiner Überraschung wedelte er mit etwas mir Bekanntem. Meinen Pass, meinte er, den hätte ich ihm sicherlich nicht schenken wollen. Ich war bestürzt. Den Verlust hatte ich gar nicht bemerkt. Das fing ja heiter an! Zugegeben, ich war übermüdet. Aber rechtfertigte das, gleich bei der ersten sich bietenden Gelegenheit seinen Pass liegenzulassen? Das musste nicht kommentiert werden. Mitleidig sah mich das Paar aus Schweden an, das neben mir wartete. Sie hatten die Wechselszene drinnen mitbekommen, und jetzt das. Sie rieten mir, den Tag geruhsam in Delhi angehen zu lassen, Indien sei so ganz anders, und gerade das erste Mal könne man schnell ganz dumm dastehen.

»Danke«, sagte ich, »dessen bin ich mir bewusst, und selbst wenn mein Missgeschick mich grün und tollpatschig aussehen lassen sollte, so habe ich Indien dennoch schon einige Male bereist.« Man wünschte mir Glück. Sie würden in Delhi bleiben, in der grünen Lunge mit den Botschaften und den Residenzen, wo sie Verwandte wohnen hatten.

Im Taxi saß ich allein. Niemanden hatte ich auftreiben können, der sich eines mit mir teilen wollte. Ich hatte einen jungen Inder gefunden, der mich für 80 Rupien billiger als vorausbezahlte Taxis kutscherte. 120 Rupien, knapp 5 Dollar, waren für die circa sieben Kilometer genug. Sein Taxi parkte in einer Seitengasse und war eines von 50 anderen Schwarzgelben dort.

»Jetzt bin ich also wieder in Indien«, stellte ich fest, als wir die Straßen entlangbretterten und vertraute Gerüche, Geräusche und Bilder auf mich einstürzten.

Der Nationale Flughafen lag eingebettet zwischen einige Schnellstraßen und weites, in der Winterzeit verdorrtes Brachland. Draußen, vor dem Terminal für den Abflug, suchte ich den Schalter für Kurzentschlossene auf. Für alle Fälle hatte ich mir gleich mehrere

Flugziele zurechtgelegt, denn fliegen wollte ich unter allen Umständen heute. Gemäß meiner Wunschliste stand Bhopal ganz oben auf. Diese Stadt, bekannt für ihren Chemieunfall, wurde jedoch erst wieder um 17 Uhr angefliegen, und das war mir zu spät. Khajuraho mit seinen klassisch-erotischen Tempelnymphen war sogar nicht vor übermorgen zu haben; Das Flugzeug nach Bagdogra wiederum, zu Füßen des Himalaya gelegen, hatte gerade eben abgehoben.

»Wie steht es denn mit Bhubaneshwar«, insistierte ich, denn nach Bhubaneshwar wären auf meiner Liste die Notnägeln wie Patna oder Kalkutta gekommen. »Die spinnen, die Touristen«, dachte der freundliche Mann mit der Schiffchenmütze jetzt bestimmt, weil es mir offensichtlich einerlei war, wohin ich fliegen würde. Dabei standen gezielte Überlegungen dahinter. Mit Bhubaneshwar an der Ostküste im Staate Orissa landete ich tatsächlich meinen ersten Volltreffer, und was das Beste war, ich musste nur eine weitere Stunde warten.

Sofort hatte ich meine Kreditkarte gezückt, war um 164 Dollar ärmer geworden und fühlte mich trotzdem befreit, mehr als nur befreit von meinen Dollars. Nun lag mein Startpunkt fest. Ich würde zuerst einige Tage in Orissa verbringen und Tempel besichtigen, in Bhubaneshwar selbst, in der heiligen Pilgerstadt Puri und im benachbarten Konarak.

Draußen wurde ich mein Gepäck los und erhielt einen Gutschein, einen Bon für ein Getränk und einen Snack, der dann Hunger auf einen weiteren machte und Durst auf zwei weitere Tässchen starken Kaffee.

Beim Warten trifft man die ungewöhnlichsten Menschen, zum Beispiel den kalifornischen Umweltminister, ein Mann um die 35, der in der Nähe von Bhubaneshwar einige Energieprojekte unterstützte. Er war zu einem Fachkongress und Meinungsaustausch eingeladen worden. Wir unterhielten uns angeregt, schade nur, dass

sein Terminplan so eng sei, meinte er, sonst hätten wir uns irgendwo auf ein Bier getroffen. Das fand ich auch schade.

Der Abflug verzögerte sich um anderthalb Stunden, eine Zeitspanne, die wir Passagiere im Rumpf des Flugzeugs brüteten, während uns der Kapitän von Zeit zu Zeit die Warteposition durchsagte. Erst 23, dann 19, die 12, die 7, gerade eben die 5 und jetzt die 2. Klang das nicht wie die letzten Lottozahlen? Damit rollten wir zum Start.

Knappe zwei Stunden blieben wir in der bewegten Luft. Turbulenzen schüttelten uns bisweilen unsanft durch. Während dichte Wolkendecken das Zentralland verhüllten, herrschte in Orissa Sonnenschein. Wir flogen auf das dunstblaue Meer hinaus, fanden beidrehend die Küste wieder und steuerten die erdbraune Linie entlang. Zuletzt schwenkten wir landeinwärts, um in Bhubaneshwar aufzutreffen, wo uns 35 Grad Celsius empfingen.

Mit mir die Sitzreihe teilten sich zwei junge Missionarinnen, Entwicklungshelferinnen einer großen deutschen kirchlichen Institution. Sie bereiteten sich vor, gingen Unterlagen durch. Gern hätte ich sie angesprochen, denn ich war neugierig, mehr zu erfahren, fühlte jedoch sehr wohl, dass ich sie mit meinen Fragen nur gestört, wenn nicht gar belästigt hätte.

Solcherlei Unternehmungen stand ich von jeher sehr skeptisch gegenüber, trotz des sichtbaren Erfolges, der sich vordergründig einstellte, denn Hilfe schaffte auch Abhängigkeit; es vollzog sich ein einseitiger Wertetransport. Lieber wäre es mir gewesen, wenn sie indische Organisationen mit ihrem Wissen jedweder Art unterstützt hätten.

Gerade vor dem Hintergrund, dass weite Teile Orissas unerforschtes Stammesland waren, indigene Völker, unter ihnen sogar Kopffäger, die abgeschieden selbst von der Moderne Indiens lebten, nährte das in mir gewisse Befürchtungen. Diesen jungen Frauen und ihrer Organisation wollte ich dabei keineswegs Negatives unterstellen.

Dennoch war ich an die evangelikalischen Sekten der USA erinnert. Unter denen gab es aggressive Missionarsdienste, die sich rühmten, das Neue Testament in den entlegensten Hinterwald getragen und in den urtümlichsten Dialekt übersetzt zu haben. Der behutsamen Erforschung der Sitten, der Bräuche und des Sprachguts jener Völker hat das nie gedient, sondern hat vielmehr oft die Forschungsarbeiten der Wissenschaftler behindert, wenn nicht zunichte gemacht.

Auf meinen Reisen, in erster Linie in Südamerika, hatte ich ein paar Mal die Gelegenheit gehabt, direkt mit evangelikalischen Missionaren zu sprechen. Ich habe sie als naive Weltretter in Erinnerung, die aufgebrochen waren, die Welt vor dem Unglauben zu retten. Sie sagten mir offen, ihre Art, die christliche Nächstenliebe zu praktizieren, sei die Bekehrung. Sie begründeten das damit, dass ausschließlich durch Jesus Christus die Menschenseele gerettet werden könne. Und dazu seien manchmal strengere Mittel und Methoden der einzige Weg. Immer zum Wohle der besuchten indigenen Völker.

Schon damals hatte mich das sehr traurig gestimmt. Nach dem Artensterben durch Raubbau und Monokulturen verloren diese unsere Erde und die Menschheit weitere Schätze von unschätzbarem Wert. Es gingen ihr die meisten Sprachen verloren, ihre Kulturen mit Folklore, Gedankengut und Legendenschatz. Wir verloren den größten Teil unseres kollektiven Gedächtnisses und das Vermächtnis unserer Vorfahren, das Jahrzehntausende zurückreichte.

Inzwischen wartete ich mit all den anderen, auf dass mein Gepäck auf dem Rollband erschien. Kofferträger strichen um uns herum und boten nimmermüde ihre Dienste an. Einer fragte mich wohl ein Dutzend Mal. Während ich stur steif da-stand, damit, wie ich glaubte, mein Nein unterstreichend, tauchte der Kopf des kleinen Mannes bald links, bald rechts von mir auf, ein richtiger Kindskopf, der jedes Mal auf das Neue mit erstaunlicher Naivität anfang: »*Sir! Please! No need help your baggage?*« Es war, als habe er mit jedem neuerlichen Fragen völlig vergessen, dass er genau dasselbe eine

halbe Minute zuvor schon einmal gefragt hatte, exakt dieselbe Tour. Wie froh war ich da, gerade auch für ihn, als er schließlich jemanden anderes fand, eine überaus korpulente Frau, mit der ich, ohne sie gesehen zu haben, ganz automatisch die enorme Anzahl Gepäckstücke assoziierte, die sich nachher als richtig erwies. Da musste der kleine Mann richtig ranklotzen.

»So sieht also ein moderner Hofstaat aus«, dachte ich und räsonierte weiter, durchaus hämisch: »Nicht nur, dass dicke Menschen dick sind, auch ihr Umfeld ist aufgeblähter, ihren üppigeren Bedürfnissen und Wünschen angepasst. Sie haben ein größeres ›Einzugsgebiet‹«.

Es gab einige Empfangskomitees, stellte ich fest. Der Umweltminister wurde empfangen, die Missionarinnen; der größte Staat aber wurde einem europäischen, wohlbeleibten Ordensmitglied der Krishna-Bewegung bereitet. Draußen auf dem Vorplatz wartete seine blassrosagewandete Schar mit einem Ständchen auf. Immer wieder traten Anhänger vor, um von ihm gesegnet zu werden. Während jeder demutsvoll den Kopf senkte und mit einem Knie den Boden berührte.

Meine bescheidene Ankunft indes wurde, wenn überhaupt, von den wenigen Taxifahrern wahrgenommen. Den Gedanken, mit einer Fahrradrikscha ins Zentrum zu gelangen, hatte ich spätestens dann zugunsten eines Taxis verworfen, als ich erfuhr, wie weit es sei.

Mein Taxi steuerte die breiten Alleen mit ihren Tamarindenbäumen entlang und schwamm mit im dichten Verkehr. Die Stadt machte einen gefälligen Eindruck, schien nicht überaus ärmlich zu sein und war dennoch mit einem Gürtel von Armensiedlungen umgeben, wenngleich das nicht so krass ins Auge fiel wie in so vielen Städten in Indiens Norden, beispielsweise in Lucknow. Das wollte jedoch nicht heißen, dass es nicht auch hier schreiende Armut gegeben hätte.

Bereits im Zentrum, bogen wir zuletzt in eine der Seitenstraßen ein. Im Hotel, welches ich angegeben hatte, war ein einziges Zimmer

übrig, und dieses auch nur bis morgen früh. Ich müsse es vor acht Uhr räumen, weil eine Gruppe vorbestellt habe. Darauf ließ ich mich nicht ein, und schon gar nicht, als ich das Zimmer gesehen hatte. »Für diesen Preis finde ich auch etwas anderes«, behauptete ich, zahlte den Fahrer aus und schulterte meinen Rucksack.

Während ich die Hauptstraße entlangwanderte und die, laut meines Indienhandbuchs, in der Nähe gelegenen Absteigen abklapperte, geriet ich gehörig ins Schwitzen. Einige dieser Quartiere existierten längst nicht mehr, andere wiederum waren schlichtweg abstoßend. Eines war sogar der Gipfel aller Schäbigkeit. Und ausgerechnet für dieses Etablissement hatte ich zudem fast mein Leben aufs Spiel gesetzt. Mit wachsender Verzweiflung hatte ich endlich eine winzige Lücke im Verkehrsfluss entdeckt und war, wie vom Teufel gejagt, über die Straße gehetzt, knapp bevor ich von einem heranrauschenden Rudel Autos erlegt werden konnte. Viel hatte wirklich nicht gefehlt. Und dennoch war alles vergebene Mühe. Ein Stall sondergleichen war das gewesen, ein muffiges Loch. Deshalb dieselbe Übung riskanter Straßenüberquerung noch einmal in der entgegengesetzten Richtung.

Das siebente Hotel hieß »Baghavan Niwas«. Entdeckt hatte ich es in einem Hinterhofgelände in der Nähe eines großen Restaurants. Hier pflegten Pilger abzusteigen, warum dann nicht auch ich, dachte ich, und haute keck auf die Tischglocke, obwohl die Rezeption besetzt war. »Ping!«

»Yes, Sir? Room, Sir? Good room, Sir! Welcome Sir!«

Bei so viel Sir schrieb ich mich gern ein. Aber erst, nachdem ich den Preis ein wenig zu drücken vermocht hatte. Das Personal war freundlich. Die auf der Empfangstheke stehende Hausgottheit hielt ein Räucherstäbchen in einer ihrer vier Hände und blinkte dazu stereotyp mit ihren roten Diodenaugen. Während der betörend süßliche Duft mich einlullte und mit der Hektik von vorher da draußen versöhnte. Ich atmete durch. Nach 20 Stunden Anreise war ich glücklich angekommen.

Mein Zimmer lag im dritten Stock direkt unter dem Dach. Vor den Fenstern gurrten die Tauben. Eine Dusche war hochwillkommen, und nachdem ich mein Moskitonetz installiert hatte, ruhte ich mich eine volle Stunde aus, ließ guten starken Schwarztee mit Milch und Zucker kommen und studierte Wissenswertes über Bhubaneshwar.

Später machte ich mich auf zum Tempelbezirk. Vielmehr glaubte ich das. Dass ich in die ganz falsche Richtung unterwegs war, erfuhr ich erst, als die erhofften Tempel ausblieben, weshalb ich einen Passanten fragte. Mein Irrtum war nicht schlimm und würde sich mit einer Rikscha korrigieren lassen.

Zunächst aber kehrte ich in das erstbeste Straßenlokal ein, welches, wie so oft in Indien, auf der ganzen Breite zur Straße hin offen war, und zu dieser Zeit wie erwartet voll besetzt. Ich fand meinen Platz an einem wackeligen Tischchen im Eck, von wo aus ich das lebendige Straßenbild beobachtete, den ewigen Zug aus buntem Fußvolk, Fahrrad- und Motor-Rikschas und irrlaufenden Kühen. In beiden Richtungen.

Der Zeitungsjunge sah vorbei und drückte sich stumm bittend zwischen den Tischen herum. Wie mein Nachbar, der seinen Schmerbauch an der Tischkante einklemmte, um besser an seine fettriiefenden Curryspeisen heranzukommen, nahm ich ihm ein Exemplar der Hindu Times ab, der englischen Ausgabe allerdings. Die ich dann halbherzig zur Hälfte las und für den nächsten Gast liegenließ. Inzwischen hatte spürbar die Hitze nachgelassen. Das Licht war klarer geworden, Grund genug, mich wieder dem Schmutz der Straße anzuvertrauen. Und ich winkte eine Rikscha herbei.

Mein Rikschafahrer war ein schwächtiges drahtiges Männlein in kurzen Hosen. Unermüdlich trat er die lange Straße bergauf über eine Hügelkuppe und ließ danach zwei Kilometer ausrollen. Hier war die Gegend buschig grün. Die ersten Tempelbauten zeigten sich, quasi nur zur Einstimmung, denn wir rauschten an ihnen vorbei. Sie schienen nicht das begehrte Ziel zu sein, weder für die Pilger noch

für die Touristen. Umso mehr nährten sie meine Erwartungen, gerade was die anderen Tempelanlagen betraf.

Am Ufer eines sehr weitläufigen Teiches war die Fahrt zu Ende. »Bindu Sarovara«, sagte der Rikschamann, als ich ihn auszahlte. Der Bindu Sarovara, auch Bindu Sagar, war ein künstlich angelegter Wasserspeicher und diente den Pilgern für ihre rituellen Waschungen, einstmals wie heute. Eingefasst war er von steinernen Geländern und den Ghats, den uferfüllenden Treppenstufen, die den Pilger sicher ins Wasser geleiteten, sogar bei variierenden Wasserständen, zur Monsun- wie zur Trockenzeit.

Aus der Mitte erhob sich eine Insel aus dem schillernden Wasser. Was auf den flüchtigen Blick wie Felsen aussah, waren die bröckelnden, von Bäumen durchsetzten Gemäuer eines Wasserpavillons.

Einmal im Jahr macht die Tempelgottheit des Lingaraja, des größten Tempels von Bhubaneshwar, einen Ausflug zu diesem *Jalamandir*. Während des religiösen Festes wird dort das Bildnis des Lingaraja, des Königs der Lingams, rituell gebadet und gereinigt. Wobei generell der *Lingam* Symbol für das formlose universelle Bewusstsein von Gott Shiva ist, und oft als zylindrischer Säulenstumpf dargestellt wird.

Der Bindu Sarovara ist gewiss ein ganz besonderer See. Es steht geschrieben, er erziele die besten Reinigungseffekte, was die Sünden anbelangt. Warum? Weil er Wassertropfen aus jedem heiligen Strom, See oder Tümpel der Erde enthält, der Himmels- und selbst der niederen Welten. Und nicht nur das, auch Nektar und heiliges Ghee.

Sah ich ihm das an? Wohl kaum. Als westlicher Mensch kam ich nicht einmal auch nur auf die Idee, den kleinsten meiner Zehen in diese Brühe zu tauchen, in der die Algen so gut gediehen, auf den die Sonne täglich herniederknallte, sodass der Geruch von Schlick, Moder und Fäulnis in der Luft hängenblieb wie ein feiner Schleier, den keine Hand vermocht hätte, beiseitezuschieben. Was, wie ich mit

eigenen Augen sehen konnte, fromme Pilger nicht davon abhalten konnte, hier in den Abendstunden ihr reinigendes Bad zu nehmen.

Aber heißt es nicht, dass der Unreine seine Mitwelt ebenfalls als unrein erfährt? Vielleicht war ich einfach noch zu wenig geläutert, als dass ich hier, wie mancher Pilger, göttlichen Nektar, Milch und Honig gesehen hätte.

Und wenn jetzt jemand glaubt, allein dieses auf Schlick gründenden, algenbefruchteten Teiches wegen hätten die Menschen der Vergangenheit diese Stadt Bhubaneswar gegründet, indem sie die stattliche Zahl von nicht weniger als 7000 Tempeln um das Wasser herum errichteten, nebst allen Einrichtungen, denen ein Pilgerrummel bedarf, dem sage ich offen ins Gesicht: Gewiss, so ist es.

Es muss ein heiliger Platz von höchster religiöser Bedeutung sein, dass die Menschen so viele Tempel »auffahren«, um wem zu huldigen? Der Name der Stadt verrät es bereits. Es ist Shri Bhubaneswara, und der ist nichts weniger als der »Herr der Welt«. Strenggenommen und eigentlich sogar Shri Tribhubaneswara, »Herr über die drei Welten«. Und dieser Herr der Welt ist niemand anderes als Shiva.

Was Shiva nun mit dieser Stadt Bhubaneswar verbindet und was überhaupt Bhubaneswar so besonders macht, das gehörte für mich unbedingt zum Begleitwissen meiner Besichtigung. Ich möchte es an dieser Stelle näher ausführen:

Bereits im ausgehenden Altertum war Bhubaneswar das Ziel der Pilgerscharen gewesen. Die Brahma-Purana-Schriften erwähnen den Ort als *Ekamra Kshetra*. Das Sanskritwort *Ekamra* meint Mangohain. *Kshetra* heißt besondere Stelle, besonderer Platz; ein Bezirk, der entweder der Wohnsitz einer Gottheit ist oder in der Vergangenheit durch eine Gottheit oder ein heiliges Ereignis gesegnet und gereinigt wurde.

Tirtha hingegen meint Furt und ist immer mit Wasser verbunden, ein heiliger Strom, Fluss, Teich, See, eine Quelle oder sogar eine

Stelle am weiten Ozean. Die heiligsten Kshetras, die viele Tirthas beinhalten, sind *Dhamans*, Stätten. An allendiesen besonderen Stellen ist es für den Pilger besonders leicht, die letztendliche Befreiung zu erlangen, *Moksha*, sich aber auch von Krankheiten und sonstigen Hindernissen im Leben zu befreien, Läuterung zu erfahren. Eine Furt, Tirtha, ist im weltlichen Sinne eine Stelle am Fluss, die den Übergang vom einen zum anderen Ufer erleichtert. Metaphysisch betrifft das hier den Übergang von Samsara ins Nirvana. Eine Tirtha kann demnach als Berührungspunkt der verschiedenen Seinsebenen betrachtet werden, Übergänge von der irdischen Welt in die feinstoffliche und in die Kausalwelt, *Bhur*, *Bhuwah*, *Svaha*. Wo sich die Seinsebenen berühren oder durchdringen, sind sie durchlässig, auch für Gottheiten, die sich dann in unserer Welt manifestieren können.





*Am Bindu Sagar: Brahma-Tempel (oben);
Blick hinüber zum Ashtashambhu-Shiva-Tempel*





*Sideshwara-Tempel (oben);
Zebus, Buckelrinder*

Bevor wir an dieser Stelle fortfahren, sollten wir ein wenig über die Puranas Bescheid wissen. Die Puranas, wörtlich: »alte Geschichten«, entstanden überwiegend zwischen dem 4. und 10. Jahrhundert, gehen jedoch auf viel ältere Überlieferungen zurück.

Durch die Puranas erfuhr das Aufkommen der Kshetras eine Vermehrung und damit einhergehend das der Tirthas, deren Zahl in die Tausende ging. Ein Umstand, der Indien ab dem 4. Jahrhundert seinen bis heute anhaltenden Pilgerrummel bescherte und vom 6. bis 10. Jahrhundert enorme Tempelstätten und Tempelstädte hervorbrachte, unter ihnen gerade auch Bhubaneshwar und das benachbarte Puri. Es darf als gesichert gelten, dass diese bereits heilige Stätten waren, lange bevor die Bautätigkeit höchste Blüten erfuhr.

Im vierten Jahrhundert begannen Indiens Dichter und Poeten, den Reichtum an Geschichten und Legenden im Lande

aufzusammeln, zusammenzustellen und zu verschriftlichen, der über die Jahrtausende nur mündlich tradiert worden war. Dass dabei munter hinzugedichtet und blumenreich ausgeschmückt wurde, war in Poesie und Dichtkunst weit verbreitet; weshalb in der historischen und archäologischen Forschung die Puranas als Quelle nur zögerlich herangezogen werden. Zu vage und zeitlich nicht einordenbar ist das, was uns schriftlich vorliegt. Überhaupt, was ist Mythos und was beruht auf historischen Tatsachen?

Unumstritten ist, dass durch die Puranas in Indien eine Bewegung in Gang gesetzt wurde, die zwischen dem 5. und 12. Jahrhundert zu einer Hochblüte des Tempelbaus an den in den Puranas erwähnten besonderen heiligen Stätten führte. Die Zahl der Tirthas wurde geradezu inflationär; nicht so sehr die der Kshetras, aber auf einem Kshetra kann es durchaus zehn oder mehr Tirthas geben.

Das benachbarte Puri ist ein ebensolch ganz besonderer *Kshetra*. Es ist der Platz Krishnas, ursprünglich als Purushottama Kshetra erwähnt, der Platz des höchsten Wesens. Shiva, von seinem *Kshetra* aus, wacht über Krishnas Platz, um ihn mit all seinem Vermögen und seiner Hingabe zu schützen.

Die Geschichte, wie Shiva zum Herrn der Welt, Bhuvaneshwara, an der Stelle »Ekamra Kshetra« wurde, indes liest sich vordergründig, als sei Shiva Krishna vom Rang her untergeordnet. Das aber ist die Sichtweise der Anhänger des Vishnuismus, also der Vaishnavas. Die Shivaiten hingegen, die Anhänger des Shivaismus also, sehen das bestimmt nicht so. Warum? Ganz einfach, weil es das erste Mal gewesen wäre, dass Menschen einer Religion folgen, von der sie nicht annehmen, sie sei die höchste Wahrheit, der höchste Gott. Wir Menschen funktionieren so, dass wir uns im Grunde unseres Herzens nicht mit dem Zweitbesten zufriedengeben. Es sei denn, wir hielten es für das Beste, weil wir es nicht anders wissen oder fest daran glauben.

Hierarchien haben von jeher etwas Egohaftes, dem Stolz und Überheblichkeit anhaften. Demnach schreiben die Vaishnavas Shiva

Überbleibsel von Ego und somit Unvollkommenheit zu, womit sie ihn zu einem Halbgott degradieren. Will sagen, wir sehen uns diese Geschichte am besten einmal näher an.

Eines Tages entbrannte zwischen Brahma und Vishnu ein heftiger Streit, wer von beiden der Größere sei. Sie kamen zu keinem Ergebnis, als plötzlich Shiva in Gestalt einer Feuersäule erschien, die sich quer durch das Universum erstreckte.

»Im Grunde ist es ganz einfach«, sprach Shiva, »der größere von euch beiden ist selbstverständlich der, der zuerst eines der beiden Enden dieser Säule findet.«

Da nahm Brahma die Gestalt eines Schwans an und flog in die eine Richtung, während Vishnu zum Eber wurde und in die andere Richtung verschwand. Wie weit sie auch gelangen mochten, es zeigte sich immer dasselbe Bild: Die Säule nahm und nahm kein Ende. Und da sie kein Ende finden wollten, kehrten die Kontrahenten schließlich ergebnislos zurück. Kleinlaut mussten sie sich eingestehen, dass ihr Streit etwas Egohaftes hatte und vor allem, dass nur das, was keinen Anfang und kein Ende besaß, das Größte sein konnte, und das war Shiva.

Der Lingam symbolisiert das formlose allumfassende Bewusstsein, den Urgrund, aus dem sich das sichtbare Universum immer wieder manifestiert und in den es sich wieder auflöst. Nur im Sinne des schöpferischen Aktes lässt sich verstehen, dass Religionswissenschaftler den Lingam gern auf einen primitiven Phalluskult des Zeugens reduzieren. Und das greift selbstverständlich zu kurz. Er ist vielmehr der formhafte Ausdruck des Formlosen und zeigt dieses Paradoxon.

Für die Vaishnavas ist, wie erwähnt, Vishnu die höchste Gottheit, und Krishna einer der zehn Avatare Vishnus. Als Vollinkarnation Vishnus nimmt Krishna sogar eine Sonderstellung ein. Shiva hat man in das System einfach mit aufgenommen und integriert.

Vor langer Zeit hatte Shiva seinen Kshetra nebst Tirtha in Kashi am heiligen Ganges. Kashi ist der alte Name für Benares, und

Benares heißt heute Varanasi und ist eine der heiligsten Stätten Indiens und das Zentrum des Shivaismus. Der *Kashi Dham* beherbergt den Kashi-Vishwanath-Tempel, in dem einer der zwölf über ganz Indien verteilten *Jyotirlinga* wohnt. *Jyotis* bedeutet Licht, was Bezug auf die Legende mit der unendlich großen, alle drei Welten durchmessenden Feuersäule nimmt.

In Kashi herrschte einstmal ein König, der Shiva so sehr verehrte, dass er sich die strengste Askese auferlegte, um Shiva zufriedenzustellen. Seine wahren Beweggründe verbarg er. Er wollte Krishna besiegen und würde das nur mit Hilfe der Macht Shivas erreichen. Und tatsächlich: Shiva war sehr zufrieden mit den Huldigungen und Opfergaben, die er erfuhr. Also zeigte er sich dem König und versprach ihm, er werde ihm einen lang gehegten Wunsch erfüllen.